

„Die Welt wie sie sein könnte und nicht ist“¹

Bürger – Prager – Wissenschaftler

Biographische Anmerkungen zum Volkskundler Dr. Georg R. Schroubek (1922-2008)²

von Jürgen Schmid

Manche Biographie hat, allen Brüchen zum Trotz (oder vielleicht gerade ihretwegen) deutlich erkennbare und kontinuierliche Hauptthemen – so auch die hier Vorgestellte. Georg R.[ichard] Schroubek war zuvorderst und zeitlebens ein Angehöriger des Bürgertums, konkreter: ein überzeugter Vertreter des urbanen Bildungsbürgertums, wie es in seiner Heimatstadt Prag während der Habsburger Monarchie gelebt wurde. Georg Schroubek war – zweifellos aus unabwendbarer Notwendigkeit geboren – ein Prager: Wenn ihn auch die Ausweisung der deutschen Bewohner nach 1945 physisch seiner Wurzeln in den böhmischen Ländern beraubt hatte, so blieb Schroubek bis zu seinem Tod doch ein „Prager Deutscher“, der sich in Herz und Geist nicht aus seiner Heimat vertreiben ließ: Schlaglichtartig beleuchtet wird dieser Beharrungswille durch die Einladung der Schlossparkresidenz Schönbühl in Lindau zur „Literarischen Tee-stunde“ am 4. Mai 2002, wo der 80jährige „Mitbewohner Dr. Schroubek“ Szenen aus Jaroslav Hašeks „Der brave Soldat Schwejk“ las. Und nicht zuletzt war Georg Schroubek ein spät berufener, akribischer Wissenschaftler: Seine Stellung als Mitarbeiter am Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Ludwig-Maximilians-Universität München eröffnete ihm von 1963 bis zur Pensionierung 1984 die Möglichkeit, sein eigenes Leben forschend und lehrend, diskutierend und reflektierend, denkend und publizierend mit der spezifisch deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts zu verknüpfen.

Sohn einer deutsch-jüdischen Familie des Prager Bürgertums: Familienüberlieferung und Sozialisation (1922-1941)

Georg Schroubek wurde 1922 in das deutsch-jüdische Bildungsbürgertum Prags hineingeboren, zu einer Zeit, als der habsburgische Vielvölkerstaat als Folge des Ersten Weltkriegs gerade sein Leben ausgehaucht hatte und in den böhmischen Ländern an seine Stelle der junge tschechoslowakische Nationalstaat getreten war.

¹ Georg R. Schroubek an Ludmila Vlčková, 18. Juni 1983. Nachlass Georg R. Schroubek, Deputat des Schroubek Fonds am Institut für Volkskunde / Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München (im Folgenden: Nachlass Schroubek).

² Bisher liegen folgende biographische Skizzen vor: Rudolf und Maria Hemmerle, Dem Begründer und ersten Herausgeber unserer Zeitschrift zum 60. Geburtstag. Prager Nachrichten 23, 1982, S. 1-4; Helge Gerndt, „... an der Korrektur nationaler Präjudize mitzuwirken.“ In: Von der Zborovská třída zur Ludwigstraße. Festgabe für Georg R. Schroubek zum 70. Geburtstag. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1992, S. 105-111; ders., Trauerrede für Georg R. Schroubek (2008): http://www.schroubek-fonds.volkskunde.uni-muenchen.de/ueber_uns/schroubek/trauerrede_aeschach/index.html; ders., Epitaph für Georg R. Schroubek. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2009, S. 15-21. – Für die Abfassung vorliegender Biographie wurden Gespräche mit Kollegen wie Prof. Dr. Helge Gerndt und ehemaligen Studenten wie Dr. Nina Gockerell, Matthias Holzapfel, Dr. Marianne Stößl, Dr. Erika Wabnitz, Dr. Gabriele Wolf und Dr. Gertrud Zull geführt. Aus dem Besitz von Prof. Dr. Helge Gerndt stammen auch die verwendeten Abbildungen.



Dr. Georg R. Schroubek als wissenschaftlicher Mitarbeiter auf Exkursion des Instituts für Deutsche und Vergleichende Volkskunde der Ludwig-Maximilians-Universität München im Piemont, 1973.

Das Prag der Zwischenkriegszeit erweist sich als eine Stadt der „Geteilte[n] Kulturen“, wie Ines Koeltzsch in ihrer Dissertation „Eine Geschichte der tschechisch-jüdisch-deutschen Beziehungen in Prag (1918-1938)“, die mit dem Schroubek-Preis 2011 ausgezeichnet wurde, durchaus im doppelbödigen Sinne des Wortes urteilt.³ Schroubek selbst hat in gesetztem Alter eine zunehmend pessimistische Haltung eingenommen:⁴

Ich zweifle allerdings je länger je mehr daran, dass Prag wirklich diese Stadt war, in der drei Völker, drei Kulturen symbiotisch koexistiert hätten. Bei genauem Hinsehen war es schon viel, wenn sie nicht Front gegeneinander machten, manchmal in wechselnden Koalitionen, öfter jede gegen die beiden anderen.

Die Schroubeks sind eine großbürgerliche Familie mit durchaus elitärem Habitus, in der man sich von der Wiener Großmutter Anekdoten aus ihrer Zeit als Hofdame bei Kronprinzessin Stephanie von Belgien erzählen ließ, als „Hochwohlgeboren Herr k.k. Statthaltereivizepräsident“ titulierte wie der Großvater Josef Paul Schroubek oder als „Landesschulinspektor“ amtierte wie der Vater Dr. Richard Schroubek – eine Familie mit schöngeistigen Interessen, in der man Gedichte schrieb und Tagebuch führte, die im vornehmen Stadtviertel Smíchov die „Beletage“ bewohnte, ausgestattet mit erlesenen Möbeln und umgeben von Gemälden.

Ganz nahe an die Erlebnisse seiner Kindheit lässt der Volkskundler Schroubek den Leser heran, wenn er sein Prager Elternhaus zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Abhandlung macht: „Beletage und Hinterhof. Gemeinsames Wohnen in einer geschichteten Gesellschaft“.⁵ Der Autor schildert mit einiger Emotionalität die von ihm erlebte „soziale Stratigraphie einer Großstadt“, die auch an einer so genannten „guten Adresse“ (in einer solchen aufgewachsen zu sein, ist ihm wohl bewusst) erlebbar war. Ein „erhebliches Sozialgefälle“ „unter einem und demselben Dach“ entstand, indem die „Herrschaft“ „vornhinaus“ logierte, die Räume zur Straße als Salon und Speisezimmer für sich beanspruchte, während „Dienstboten und Familienangehörigen zweiter Güte“ „hintenhinaus“ zum Innenhof ihr zwar bescheideneres, aber weit kommunikativeres Reich hatten: An der „Hoffront“ lagen Küche, Vorratsräume, Dienstbotenkammern, Kinderzimmer sowie Austragsräume für „verwitwete Schwiegermütter“ und „ledig gebliebene Tanten“. Ohne Verklärung zeichnet Schroubek die Lebenswirklichkeit dieses „sozialen Kosmos höchst eigengeprägter Art, von dem die ‚Herrschaft‘ kaum etwas ahnte und für den sie jedenfalls nur dünnkelhafte Verachtung übrig hatte“. Während „der Blick aus den Fenstern der Straßenfront hinaus so gut wie keine gesellschaftlichen Beziehungen anzuknüpfen imstande war“, ermöglichte die Hofseite „ein eng geflochtenes Netz sozialer Kontakte, wenn auch sicher nicht immer nur freundlich-freundschaftliche“. In dieser Kontaktzone hat der junge Schroubek das Neben- und Miteinander von deutscher „Herrschaft“ und tschechischem Hauspersonal hautnah erfahren, das in der späteren Geschichte Prags noch manch dunkle Seite erleben sollte.

³ Ines Koeltzsch, *Geteilte Kulturen. Eine Geschichte der tschechisch-jüdisch-deutschen Beziehungen in Prag (1918-1938)*. Diss. Univ. Berlin 2010.

⁴ Georg R. Schroubek, *Jahrestage. 45 Jahre Prager Nachrichten*. Prager Nachrichten 46, 1995, S. 8-9.

⁵ Georg R. Schroubek, *Beletage und Hinterhof. Gemeinsames Wohnen in einer geschichteten Gesellschaft*. In: Helge Gerndt, Georg Schroubek (Hrsg.), *Dona Ethnologica Monacensia*. Leopold Kretzenbacher zum 70. Geburtstag. Münchner Beiträge zur Volkskunde 1. München 1983, S. 309-320.



Übergabe der Festschrift zum 70. Geburtstag von Dr. Georg R. Schroubek an den Jubilar (links) durch Prof. Dr. Helge Gerndt, Leiter des Instituts für Deutsche und Vergleichende Volkskunde der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1992. Die in das Bayerische Jahrbuch für Volkskunde eingebettete Festgabe trägt den Titel „Von der Zborovská třída zur Ludwigstraße“ – und benennt damit die beiden entscheidenden Pole im Leben des Geehrten: In besagter Prager Straße stand das Elternhaus, in dem Schroubek prägende Kindheits- und Jugendjahre verbracht hat, die „Ludwigstraße“ im Herzen Münchens als Sitz des universitären Volkskunde-Instituts wurde dem Heimatvertriebenen zur neuen wissenschaftlichen Heimat. In den Beiträgen wird noch einmal das Verständnis von Volkskunde aufgerufen, wie es der Jubilar zeitlebens vertreten hat: Karl-Sigismund Kramer referierte über „Klosterrechnungen aus Benediktbeuern als Quelle für soziale Verhältnisse im Spätmittelalter“, Leopold Kretzenbacher besprach „Zwei eigenwillige bayerische Dreifaltigkeits-Darstellungen“, Torsten Gebhard widmete sich der „Tuntenhausener Barockkrippe“ und Hans Schuhladen thematisierte „Die verbotene Wallfahrt von Obermauerbach“. Der Untertitel der letztgenannten Studie umriss das Forschungsprogramm, dem sich Schroubek widmete: „Volksreligiosität zwischen kirchlich gelenkter Praxis und außerkirchlicher Annäherung an das Heilige“.

Lebenslange Trauer um die verlorene Heimat

Natürlich ist es kein Zufall, dass die erste nachweisbare Veröffentlichung des 20-jährigen Wehrmachts-Soldaten Schroubek den Titel einer Erzählung seines großen Landsmannes Adalbert Stifter zitiert – dessen „Granit“ entstammt der Sammlung „Bunte Steine“, die 1853 im Druck erschien. Die Melancholie und das Heimweh der Erzählung „Der Granit“, am 7. Juni 1942 im Prager „Neuen Tag“ gedruckt, nehmen in einer Art unheilvollen Prophezeiung das Schicksal des Heimatvertriebenen vorweg. Jahrzehntelang sollte Schroubek nur noch Erinnerungen an die verlorene Heimat in sich tragen, bevor er 1969 erstmals wieder nach Prag reisen konnte.

Gestern – es war ein wunderschöner, sonniger Sonntag, wenn auch vom Mai noch nicht viel zu spüren war, – ging ich hinaus vor die Stadt, um in den endlosen Feldern der Südukraine ein klein wenig von der Schönheit zu erhaschen, in der die Natur bei uns um diese Zeit so verschwenderisch prangt. Da fand ich, mitten in der fruchtbaren russischen Schwarzerde, einen kleinen, unscheinbaren Stein. Ich bückte mich. Es war ein Granit. Der liebe Gott mochte wissen, wie er hierhergekommen war, vielleicht bei einem Straßenbau, vielleicht gehörte er noch zu der ukrainischen Granitschwelle – kurz, er lag da, und als ich ihn aufhob, war es mir plötzlich, als wüchse er mehr und mehr, ich schloß die Augen – da war aus dem kleinen Granitbrocken das mächtige Massiv des Böhmerwaldes geworden; deutlich glaubte ich die tiefen, dunklen Tannenwälder zu sehen, ihr feierliches Rauschen zu hören; jeder der kleinen schwarzen Kristalle hatte sich in einen Bergsee verwandelt, und da, wo die Berge sanft in die Ebene übergingen, sah ich das einsame Heimatdorf friedlich in der Sonne liegen. Ganz versunken sah und lauschte ich; als ich zur Wirklichkeit zurückfand und die Augen öffnete, da hielt ich nur das Stück in der Hand und um mich dehnte sich die öde Ebene eines dünnen Sonnenblumenfeldes. Aber ich war doch drüben gewesen, weit, weit von hier in einem lieben Tal, das, lange nicht geschaut, desto farbiger in meiner Erinnerung lebt. Den kleinen Stein aber, den Granit, nahm ich mit und legte ihn neben das Bild meiner Lieben. Er soll mir künftig ein Stück Heimat sein ...⁶

Mit den schmerzlichen Erinnerungen an die verlorene Heimatstadt Prag und den geliebten Böhmerwald waren für Georg Schroubek stets Gewissensbisse verbunden: Die Frage, wie es zum tragischen Ende des Zusammenlebens von Tschechen, Deutschen und Juden in Prag kommen konnte, das in seiner Kindheit selbstverständlicher Bestandteil des Alltags war, belastete ihn. Besonders quälte ihn der eigene Anteil an den schuldhaften Verstrickungen, denen alle Akteure in diesem zusehends chauvinistisch aufgeladenen Spannungsfeld ausgesetzt waren. So nahm Schroubek 1988 mit pochendem Herzen Kontakt zu Lilly Schoenová im israelischen Haifa auf, der Tochter von Oskar Donath. Der Pensionist wollte seinem jüdischen Lehrer ein spätes Denkmal setzen und erhoffte sich von der Nachfahrin biographische Auskünfte:⁷

Von meinem ersten Gymnasialtag an war ich Schüler Ihres Vaters (Tschechisch, Deutsch). Über viele Jahre war er unser Klassenvorstand, immer aber mehr als das, nämlich ein wirklich väterlicher Lehrer. [...] Durch Zufall stieß ich darauf, daß die Münchner Staatsbibliothek ein Exemplar des ‚Donath/Federmann‘ [Čechisches Lesebuch für die Oberklassen Deutscher Mittelschulen. Brünn 1930] besitzt, des Lesebuches, anhand dessen auch ich meine Schulstudien des Tschechischen betrieben hatte. Als ich den abgegriffenen Band dann in Händen hielt, las ich mit großer Erschütterung das vorangestellte Gedicht „Učitel žákovi“ [Der Lehrer dem Schüler]. Der mir im Augenblick nicht erinnerliche Dichter redet seinen Schüler an, ermutigt ihn, seinen eigenen Weg zu gehen, ja, sogar über ihn, den Lehrer, zu ‚siegen‘, aber (ich zitiere aus dem Gedächtnis und vielleicht ungenau): ‚Jen srdce mé šetř, a pamatuj!‘ [Schone mein Herz und erinnere dich!] Es war, wie wenn der verehrte Lehrer mich selber aus dem Totenreich heraus angeredet hätte. Ich empfand schmerzlich, daß wir sein Herz nicht geschont hatten, als einige in der Klasse im Jänner 1939 (noch vor dem Nazi-Einmarsch!) ihn bei seinem Eintritt ins Klassenzimmer mit erhobener Rechten ‚grüßten‘; er verbat sich das erbleichend – und wir übrigen, die Mehrheit zwar, wagten nicht, die paar Provokateure an ihrem Tun zu hindern. Kurz darauf betrat er (und Direktor Weiß und die übrigen jüdischen Professoren) Schule und Klassenzimmer nicht mehr ...

⁶ Georg Schroubek, Der Granit. In: Der Neue Tag, Prag vom 7. Juni 1942.

⁷ Georg R. Schroubek an Lilly Schoenová, 12. Dezember 1988. Nachlass Schroubek.

In Oskar Donath fand Schroubek einen der für ihn idealtypischen „jüdische[n] Mediatoren“, die als Übersetzer, Literaturhistoriker und Pädagogen zwischen den drei Kulturen seiner böhmischen Heimat vermittelten:

Jüdisch ohne ideologische oder orthodoxe Intransigenz; gleichermaßen deutsch und tschechisch redend und beiden Nationalkulturen eng, doch nicht engstirnig verbunden – die Entscheidung für eine von drei möglichen Loyalitäten mag einem nicht ganz problemlos gewesen sein, der in jeder von ihnen seine Identität hätte finden können.

Inwieweit der ehemalige Schüler dieses Ideal herbeigesehnt und konstruiert hat, um seine Schuldgefühle abzutragen, bleibt im Reich der Spekulation. Schroubek hegte zeitlebens ein schlechtes Gewissen gegenüber seinem Lehrer, den er nicht gegen die Zumutungen des Antisemitismus schützen konnte. Dabei wollte gerade Oskar Donath

die Voraussetzung schaffen auch zum verständnisvollen Kennenlernen des kulturellen Soseins des Nachbarvolkes. Wie viele Sprachen man spricht, so viele Male ist man Mensch ... Denn natürlich wollte er uns zunächst einmal den korrekten Gebrauch der ja nicht einfachen Sprache beibringen, unser von Hausmädchen, in Geschäften oder sonst wo im Prager Alltag auf geschnapptes Pidgin-Böhmisch auf ein grammatikalisch und lexikalisch solideres Fundament stellen.⁸

Der Wanderer auf den Wegen von Georg Schroubek's Leben wird das Gefühl nicht los, das lebenslange Abarbeiten eines Schuldkomplexes zu verfolgen – eine Melange aus Selbstvorwürfen angesichts vermeintlich persönlichem Versagen in Jugendtagen und dem Bewusstsein einer kollektiven „nationalen“ Schuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus. Die Art seines Denkens wie seine gesamte publizistische Tätigkeit scheint für den Volkskundler ein Ventil gewesen zu sein, seiner Trauerarbeit Ausdruck zu verleihen. Georg Schroubek war ein schuldlos Schuldiger, den eine melancholische Grundstimmung durch sein ganzes Leben begleitete: Sowohl die Vorreiterrolle in der Antisemitismusforschung⁹ als auch die dekonstruktivistischen Studien zu den nationalen Stereotypen sind aus diesem Schuldkomplex erwachsen.

Prager Deutscher, nicht Sudetendeutscher

Ich bin selbst Deutscher aus Prag (den Ausdruck Sudetendeutscher vermeide ich allerdings als unhistorisch und ausserdem als belastet).¹⁰

Zur Verortung seiner Person benutzte Georg Schroubek nie die landsmannschaftliche Zuordnung „Sudetendeutscher“. Er grenzte vielmehr die „Prager Deutschen“ von den „Sudetendeutschen“ ab, wenn er resümiert, dass erstere eine weit geringere „Sprachbarriere“ zu überbrücken hatten, weil sie des Tschechischen – wie Schroubek selbst – mächtig waren: „Wir lebten mit den Tschechen Tür an Tür“.¹¹ Das „Sudetenland“ war

⁸ Georg R. Schroubek, Vor 50 Jahren starb Professor Dr. Oskar Donath. Sehr persönliche Erinnerungen an einen väterlichen Lehrer. Prager Nachrichten, München, 41. Jahrgang, 1990, Nr. 5, S. 12-19.

⁹ Bereits 1982, im Gründungsjahr des Zentrums für Antisemitismusforschung der TU Berlin, publizierte Schroubek einen ersten einschlägigen Beitrag (allerdings an – für Geisteswissenschaftler – entlegener Stelle), dem weitere Studien folgen sollten: Georg R. Schroubek, Zur Kriminalgeschichte der Blutbeschuldigung. „Ritualmord“-Opfer und Justizmordopfer. Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 65, 1982, Heft 1, S. 2-17; ders., Der „Ritualmord“ von Polná. Traditioneller und moderner Wahnglaube. In: Rainer Erb, Michael Schmidt (Hrsg.), Antisemitismus und jüdische Geschichte. Berlin 1987, S. 149-171; ders., Andreas von Rinn. Der Kult eines „heiligen Ritualmordopfers“ im historischen Wandel. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98, 1995, S. 371-396.

¹⁰ Georg R. Schroubek an den CrP-Informationsdienst, 30. Oktober 1956. Nachlass Schroubek.

¹¹ Georg R. Schroubek, Jahrestage (wie Anm. 4), S. 8.

ihm der Inbegriff einer „künstlichen Region“, eines politischen Konstrukts als Ausdruck von Nationalismus, ja Chauvinismus. Stets betonte er das „Zugehörigkeitsgefühl zum ‚Vaterland Böhmen‘“, das „bis weit ins 19. Jahrhundert herein [...] die tschechisch- wie die deutschsprachigen Bewohner des Landes“ verbunden hätte¹² – und dekonstruierte schonungslos die „Distanzproduktion“¹³ vieler deutsch-böhmischer Nationalisten.

Für den Historiker Tobias Weger ist die Zuschreibung „sudetendeutsch“ eine „nicht unproblematische Terminologie“, die er als „Kampfbegriff der ‚völkischen‘ Propaganda unter den deutschsprachigen Bewohnern der böhmischen Länder“ deutet, der „argumentativ gegen das tschechische Volk instrumentalisiert wurde“. Georg Schroubek rechnet Weger das Verdienst zu, „erstmalig in der wissenschaftlichen Bohemistik den konstruierten Charakter dieser Begrifflichkeit entlarvt“ zu haben. Allerdings spricht er von einem „Abgrenzungstyp der Prager Deutschen gegenüber den ‚Randböhmern‘“.¹⁴ Tatsächlich finden sich bei Schroubek vielfältige Belege in diese Richtung, wenn er den „Hang sehr vieler Grenzlanddeutscher zum Chauvinismus“ beklagt¹⁵ oder die literarische Produktion der Zwischenkriegszeit kritisch kommentiert:

Die Tendenzen dieser randdeutschen Heimatliteratur, in der Zeit vor dem Ersten und zwischen den beiden Weltkriegen voll ausgeformt, sind Stadt-, Industrie- und Intellektfeindschaft, sie ist antischechisch, antisemitisch, antisozialistisch und zum Teil auch antikatholisch, oder, positiv ausgedrückt – falls man in solchem Zusammenhang von ‚positiv‘ sprechen kann – nationalistisch, chauvinistisch, rassistisch.¹⁶

Soldat, Kriegsgefangener, Heimatvertriebener: Beredtes Schweigen der Quellen? (1941-1948)

Kriegserlebnisse sind einschneidende, oftmals traumatische Ereignisse im Leben eines Menschen. Die Zäsur von „Militärdienst 1941-1945“ und „Sowjetische[r] Kriegsgefangenschaft 1945-1948“ – so die äußerst knappen Einträge im „Lebenslauf“ – hat im Nachlass von Georg Schroubek keine erkennbaren Spuren hinterlassen. Da die archivalische Überlieferung sehr dicht, ungefiltert und repräsentativ erscheint, sei in diesem Fall eine Schlussfolgerung ex negativo erlaubt: Das Schweigen der Quellen ist beredt, Schroubek wollte (und konnte) offenbar nicht über seine Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft berichten.¹⁷ Die düstere Anekdote über eine Polenreise im Winter 1990 ist eine charakteristische Ausnahme¹⁸:

¹² Georg R. Schroubek, Die künstliche Region: Beispiel „Sudetenland“. In: ders., Studien zur böhmischen Volkskunde. Herausgegeben und eingeleitet von Petr Lozoviuk. Münchner Beiträge zur Volkskunde 36. München 2008, S. 30.

¹³ Petr Lozoviuk, Böhmisches Volkskunde. Zur Bestandsaufnahme einer Fachtradition, die es niemals gab. Ebd., S. 8.

¹⁴ Tobias Weger, „Volkstumskampf“ ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen 1945-1955. Frankfurt am Main u.a. 2008 [zugl. Univ. Diss. Oldenburg 2005], S. 30-51 (Kapitel „Sudetendeutsch – Facetten eines ‚völkischen‘ Begriffs“), hier S. 30 mit Anm. 1, S. 51.

¹⁵ Georg R. Schroubek an die Donaueschinger Rundschau, 8. August 1953. Nachlass Schroubek.

¹⁶ Georg R. Schroubek, Prag und die Tschechen in der deutschböhmischen Literatur. Volkskundliche Überlegungen zum nationalen Stereotyp. Zeitschrift für Volkskunde 75, 1979, S. 201-215, hier S. 205.

¹⁷ Auf die konkrete Frage zu Erinnerungen an seine Kriegszeit und Gefangenschaft antwortet der große Erzähler Schroubek ungewohnt kurz und ausweichend: Prag und noch einmal Prag. Georg R. Schroubek im Gespräch mit Jozo Džambo [zum 80. Geburtstag]. Stifter Jahrbuch (Neue Folge) 16, 2002, S. 28-63, hier S. 48.

¹⁸ Georg R. Schroubek an Ludmila Vlčková, 22. Februar 1990. Nachlass Schroubek.

Bedrückend auch mein Besuch in Oblegorek, wo [der polnische Schriftsteller] Henry Sienkiewicz [1846-1916] ein kleines Schlösschen hatte. Während des Rückzugs waren wir im Jahre 1944 dort einquartiert, ein Regimentsstab, und die Soldaten hausten dort ziemlich. In der Latrine fand ich alle möglichen Schreiben offizieller Stellen aus der ganzen Welt, Glückwunschschriften zur Verleihung des Nobelpreises [1905]; jetzt dienten sie als Toilettenpapier. Sienkiewicz besaß auch eine Sammlung von Chinoiserien und von chinesischem Porzellan, u.a. ein Service aus hauchdünnem Porzellan. Daraus speisten die Herren Offiziere ihre Erbsensuppe und ihr Pferdegulasch. Die Familie Sienkiewicz bat, dieses Service zu schonen; das gesamte übrige Porzellan stünde zur Verfügung. Hauptmann Rauschenbach – ich glaube er hieß so –, Regimentsadjutant und ein strammer Nazi, hatte dafür nur Hohn übrig: Die Wünsche dieser ‚Polaken‘ interessierten ihn nicht, und den Namen Sienkiewicz hatte er wahrscheinlich nie gehört. Also sammelte ich nach und nach so viele Chinateller zusammen, als ich konnte, versteckte sie und übergab sie bei unserem bald danach erfolgten Abzug einer Landarbeiterfamilie, die mir vertrauenswürdig schien (die Sienkiewicz’s waren aus dem Schloß gewiesen worden), und fügte einen französischen Brief bei, in dem ich mich für die Barbareien der Besatzer entschuldigte. Gerne hätte ich die Familie gefragt – es wohnen wieder Nachkommen des Dichters dort –, ob diese Teller sie damals erreicht haben. Ich habe es dann nicht gewagt, mich anmelden zu lassen. Erstens wäre das eine delikate Unterhaltung geworden, die man nur in einer Sprache führen sollte, die man gut beherrscht; zweitens war es gerade Mittagszeit und also keine korrekte Besuchszeit; aber hauptsächlich fehlte mir ganz einfach der Mut, und ich wollte auch nicht zudringlich erscheinen.

Über die Vertreibung aus der Heimatstadt Prag hat Schroubek kaum je ein Wort verloren. Der Schock muss vernichtend gewesen sein, der Vater hat die Demütigungen nicht lange überlebt. Witwe und Sohn führten einen hartnäckigen, letztendlich erfolglosen Kampf um seine posthume Rehabilitierung, wovon der abgelehnte Antrag auf Anerkennung als Verfolgter des Naziregimes aus dem Jahr 1953 ebenso zeugt wie der Rechtsstreit um verlorene Vermögenswerte – letztere Angelegenheit hatte ein Nachspiel bis zum Tod der Mutter im Jahr 1974.

Student, Buchhändler, Journalist, Familienvorstand, Ehemann: Stationen eines schwierigen Neuanfangs in München (1948-1962)

Erst 1948 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt – wenn man denn überhaupt von „zurück“ sprechen kann, wo ihm doch eine Rückkehr nach Prag, in die Stadt, aus der er an die Front einberufen wurde, versagt blieb – begann Georg Schroubek in München, wohin es seine Eltern nach der Ausweisung aus der Tschechoslowakei „verschlagen“ hatte, ein Studium an der Ludwig-Maximilians-Universität. Nach dem im selben Jahr „erfolgten [sic!] Tod des Vaters jedoch Abbruch des Studiums (Mutter unversorgt)“ – so lapidar notiert Schroubek den neuerlichen Bruch in seiner Lebensplanung in einem späteren „Lebenslauf“ – beginnt der 27jährige 1949 eine „Buchhandelslehre“ bei der „ältesten deutschen Buchhandlung Prags“, der „vormals Calve’schen Universitätsbuchhandlung“. Sein Lehrherr war Robert Lerche, der ihm bald zum väterlichen Freund und Mentor wurde, wie ein bewegender „Nachruf“ andeutet:¹⁹

Mit Robert Lerche ist ein Kristallisationspunkt des Gesprächs, eine Kommunikations-Anlaufstelle verschwunden. Wo denn sonst als in der Waltherstraße wären in München die Leute zusammengekommen (per Zufall immer, nie besonders geplant), die sich für böhmische Geschichte und tschechische Literatur interessieren, Leute, denen an einer Entwicklung freundschaftlich-friedlicher Beziehungen zwischen Deutschen und ihrer nächstgelegener Nachbarnation lag und liegt?

¹⁹ Georg R. Schroubek an Ludmila Vlčková, 24. Mai 1981. Nachlass Schroubek.

Die „Prager Nachrichten“ als Rekonstruktion der verlorenen Heimat

Für die „entwurzelten“ Intellektuellen Deutsch Prager war es wichtig, einen physischen Ort zu haben, an dem sie sich treffen konnten – ein Publikationsorgan sollte folgen: Seit 1950 erschien in Verlagsprogramm von Robert Lerche die Zeitschrift „Prager Nachrichten“, vom „Lehrling“ Schroubek als Herausgeber und Chefredakteur, Korrespondent und Schriftsetzer, Korrektor und Auslieferer in Personalunion verantwortet.²⁰ Der ehemaligen Prager Mitschülerin Elizabeth „Traute“ Ehm-Watson schrieb Schroubek am 14. März 1951 nach Greensboro, Vermont/USA:²¹

Liebe Traute, Nur ganz kurz eine Rechtfertigung, die ich Dir gegenüber nicht unterdrücken kann: Die sog. Prager Nachrichten werden nicht aus romantischer Schwärmerei, sondern ausschliesslich zum Geldverdienen gemacht. Daneben vielleicht auch, um hie und da eine kleine Bosheit anzubringen [...]. Schliesslich sollen sie die Vorstufe bilden zu einer (Kunst-)Fachzeitschrift, die ich herausgeben möchte. Mit diesem Projekt gehe ich schon einige Zeit schwanger; findet sich endlich die rechte (goldene) Hebamme, so soll[']s, hoffentlich, keine Fehlgeburt werden.

Der Brief zeigt deutlich, dass Georg Schroubek in den 1950er Jahren – er war nach des Vaters frühem Tod sozusagen „Familienvorstand“, hatte seine Mutter und sich selbst finanziell zu „versorgen“ – stets an „Projekten“ plante, die einerseits seinen schöngeistigen Neigungen entsprachen, andererseits „goldenen“ Boden hatten, mit-hin Geld einbrachten. Aus der Rückschau des Jahres 1995 blickte der nunmehr 73-jährige weit differenzierter und psychologischer auf seine Zeitschriften-Gründung:²²

Versuche ich mir, bewusst zu machen, welches für mich die eigentlichen Gründe für diese Foundation waren, so sehe ich, neben jugendlichem Geltungsbedürfnis [...] und neben Minderwertigkeitskomplexen des ‚Flüchtlings‘, der gerade zwei Jahre in seiner ‚neuen Heimat‘ lebte, die ihm zu einer solchen noch nicht geworden war [...], neben alledem also sehe ich zwei weniger vordergründige Anlässe: Heimweh zunächst, heftige Phantomschmerzen in der Amputationswunde nach der radikalen Entfernung aus der geliebten und nun völlig unerreichbaren Stadt. Und zum andern den Wunsch, gegen jene politischen Kräfte dezidiert Position zu beziehen, die meiner damaligen wie meiner heutigen Überzeugung nach die eigentliche Schuld an der Eskalation des nationalistischen Furors trugen, der in nur zehn Jahren, nämlich von 1935 bis 1945, die gemeinsame Heimat von Tschechen und Deutschen in den böhmischen Ländern so nachhaltig destruierte.

Die Prager Nachrichten verstanden sich auch als „Rekonstruktionshilfe“ für die mit der Ausweisung der Deutschen aus Prag zerschlagene „Alma Mater Pragensis“. Die gleichnamige Beilage wollte nicht nur historische Fakten zu dieser Hochschule zusammen-tragen, sondern als Stimme für eine angestrebte Wiederbelebung im bayerischen „Exil“ gehört werden, stets mit dem Anspruch, das in alle Winde zerstreute Kollegium ehemaliger Prager Professoren zumindest auf dem Papier wieder zu versammeln.

Aus den wenigen kurzen Stellungnahmen Georg Schroubeks in „seinen“ Prager Nachrichten lässt sich das Bild eines jungen Mannes zeichnen, der mit der Verbitterung des um sein Leben Betrogenen und dem Willen zum Neuanfang versuchte, die Trümmer seiner Biographie zu sichten – und zwar in einem quasi öffentlichen Raum. Neben scharfen Einsprüchen gegen politische Weichenstellungen in Angelegenheiten der

²⁰ Georg R. Schroubek, Eine Palme, ein Mord und ein Fahrrad. Nicht sehr wehmütige Erinnerungen an die Frühzeit der „Prager Nachrichten“. Prager Nachrichten 26, Mai/Juni 1975, Nr. 5/6 (Jubiläumsausgabe „25 Jahre Prager Nachrichten“), S. 5-7.

²¹ Georg R. Schroubek an Traute Ehm-Watson, 14. März 1951. Nachlass Schroubek. – Die Prager Nachrichten existieren bis heute, eine Kunstzeitschrift hat Schroubek dagegen nie herausgegeben.

²² Georg R. Schroubek, Jahrestage (wie Anm. 4), S. 9-10.

Heimatvertriebenen²³ dominierte die publizistische Konstruktion – besser vielleicht: die Berichterstattung über die landsmannschaftliche Rekonstruktion – einer böhmischen Gemeinschaft²⁴ in der „Diaspora“, wie Schroubek die neue bayerische Heimat nannte.

Ein „bürgerlicher“ Vertreter der „skeptischen Jugend“?

Der Historiker A. Dirk Moses hat in seiner Studie „German Intellectuals and the Nazi Past“ die Vorstellung von einer Generation der „Forty-fivers“ geprägt, die er als „Generation between Fascism and Democracy“ charakterisierte – also die zwischen 1920 und 1933 Geborenen wie Hartmut von Hentig (*1925), Erhard Eppler (*1926), Martin Broszat (*1926), Robert Spaemann (*1927), Christian Graf von Krockow (*1927), Günter Gaus (*1929) oder Hans Maier (*1931). In die illustre Reihe gesellt sich als einer der älteren Vertreter dieser Aufbruchsgeneration der Nachkriegszeit auch Georg Schroubek (*1922), der seinen Geburtsjahrgang mit Gustl Bayrhammer, Otl Aicher, Günter Benisch und Horst Stern gemeinsam hat:²⁵

These young Germans faced the same existential predicament in 1945: the need to reflect on their cognitive map in view of the bankruptcy of the ideals they had been taught and the criminality of the regime in which they had been socialized. The first post-war student generation came into contact with German intellectual traditions in light of the experience of rupture and the radical suspicion of inherited tradition.

Wie hat nun Georg Schroubek, als Spätheimkehrer und Heimatvertriebener gleich doppelt traumatisiert, den Spielraum innerhalb des generationell vorgegebenen Handlungsmusters genutzt? Welche Lehren hat er für sich aus dem Bankrott aller Ideale gezogen? Wie und auf welchen Feldern hat er agiert? Mit welchen Personen und Gruppen vergemeinschaftete sich der Entwurzelte? Welche Beziehungen ging er ein?

Diese Fragen zu beantworten, eignet sich exemplarisch das Engagement des Studenten Georg Schroubek als Referent für Rechtsradikalismus des Internationalen Studentenbundes (ISSF) in der Hochschulgruppe München. In dieser Funktion nahm er Kontakt mit dem Club republikanischer Publizisten im Grünwalder Kreis auf, dessen „graue Eminenz“ der Schriftsteller Hans Werner Richter war. In einem Schreiben an Richter vom April 1956 nannte er den Club ein „Kristallisationszentrum“ „für alle jene Einzelnen, die die deutsche Renazifizierung mit Unbehagen und Unruhe verfolgen“:²⁶

Als einer der wenigen Angehörigen der Kriegsgeneration [unter den Studenten ...] bin ich immer wieder bestürzt über die Haltung meiner Kollegen dem Komplex Drittes Reich gegenüber – eine Haltung, die zwar nur selten ausgesprochen böswillig, sehr oft aber gedankenlos ist; und selbst die Gutwilligen machen sich, wie ich glaube, die Sache oft zu leicht.

Im Herbst 1956 erstellte Schroubek „eine Art Memorandum zu dem Komplex Club republikanischer Studenten“, dessen Gründung er im Alleingang vorangetrieben hat. Der Briefwechsel mit Hans Werner Richter ist ihm dabei ein „Versuch lauten Denkens mit Papier und Schreibmaschine“, eine für ihn so charakteristische Arbeitsweise, für

²³ Beispielsweise: Georg R. Schroubek, Die Rechtslage der Vertriebenen- und Flüchtlingsbeamten. Prager Nachrichten, Gräfelfing, 2. Jahrgang, Nr. 4, 1. April 1951, S. 7.

²⁴ Beispielsweise: Georg R. Schroubek, Prager pädagogische Akademie tagte in Bayreuth / Pestalozzi-Kreis gebildet. Prager Nachrichten, Gräfelfing, 1. Jahrgang, Nr. 2, 15. August 1950, S. 9-10.

²⁵ A. Dirk Moses, German Intellectuals and the Nazi Past. New York 2007, S. 55-73 (Kapitel „The Forty-fivers. A Generation between Fascism and Democracy“), hier S. 57.

²⁶ Georg R. Schroubek an Hans Werner Richter, 21. April 1956. Nachlass Schroubek.

die Wissenschaft und jegliches Denken nur im Dialog vorstellbar war.²⁷ Zunächst versucht er sich dabei an einer Charakterisierung „seiner“ Studenten-Generation:

Ein Grossteil der Studenten ist tatsächlich politisch desinteressiert, nicht wenige betrachten Politik als etwas Negatives. Es gibt aber eine Anzahl politisch interessierter Studenten, die ich für größer halte als allgemein angenommen wird. Keineswegs alle von ihnen stehen auf dem Boden der Demokratie (Ständestaatvorstellung, Führungsanspruch des Akademikers usw.). Die demokratischen Studenten neigen wiederum häufig bestimmten Parteien zu und treten parteipolitischen Studentengruppen bei (RCDS, SDS, LSD). Bleiben die bewussten Demokraten, die sich in keiner Partei ganz wohlfühlen („Heimatlose“, nicht nur der Linken!). Ihre Anzahl halte ich für nicht sehr gross; sie sind meist extreme Individualisten, mit ausgesprochener Abneigung gegen organisatorische Bindungen, skeptisch, manchmal resigniert.

Letztere zu erreichen, sei nicht leicht, aber diese Gruppe wäre dennoch das wichtigste Reservoir für einen „CRS“, dessen „Programm“ auch die „fließende Grenze zwischen Toleranz und Indifferenz“ berücksichtigen müsse. Obschon eine Gründung dieses bundesweiten Clubs de facto nie erfolgte, dürfen wir doch die Charakterisierung der potentiell Interessierten als politisch-weltanschauliches Selbst-Porträt des Verfassers lesen: Georg Schroubek engagierte sich in seinen publizistischen Äußerungen als „bewusster Demokrat“, wenn er Partei ergriff für Toleranz und Freiheit. Er fühlte sich in Organisationen nicht wohl – mit den Interessenvertretungen seiner böhmischen Landsleute lag er als Mahner gegen alle Tendenzen chauvinistischen Nationalismus oft über Kreuz. Gegenüber Heinrich Freiherr Kotz, Vorsitzender des Ortsverbands in seinem Wohnort Gräfelfing, begründete er 1951 seinen Austritt aus der Sudetendeutschen Landsmannschaft mit der „Scharfmacherei“ von Seiten der „Zentralstellen“.²⁸

Ich sehe in verschiedenen Erscheinungen im politischen Leben der Volksgruppe allzudeutliche Parallelen zu Erscheinungen, die gewisse Ereignisse der jüngsten Geschichte und damit mittelbar auch jene des Jahres 1945 ankuendigten. Ich glaube nicht verantworten zu können, einer Organisation weiter anzugehören, die eine solche Entwicklung nicht nur nicht verhindert, sondern sie viel eher zu fördern scheint. Ich glaube, dass Fanatismus, Denken in schablonenhaften Ressentiments und selbstüberheblicher Nationalismus Unheil genug angerichtet haben. Echte Toleranz und ein wenig Selbstkritik sind besser.

Georg Schroubek verstand sich als bürgerlich demokratischer „Individualist“, auf Grund biographischer Erfahrungen stets „skeptisch“ und im Alter zunehmend „resigniert“.

Ein bunter Strauß an Tätigkeiten auf dem kulturellen Sektor

Nach „Ablegung der Gehilfenprüfung“ war der Herausgeber der „Prager Nachrichten“ von 1950 bis 1953 als „Sortimentsbuchhändler“ in Robert Lerches Buchhandlung in der Isarvorstadt angestellt. Zwischen 1954 bis 1961 experimentierte er in und mit verschiedenen Tätigkeiten als Redakteur, Publizist, Lektor und Verlagsangestellter. Letztere Stellung führte ihn als „Leiter der Presseabteilung des Ullsteinbuchverlags“ von 1958 bis 1961 nach Frankfurt am Main. Ein kurzes Gastspiel als Textredakteur der Zeitschrift „freie rundschau“ endete 1962 im Rechtsstreit mit dem herausgebenden „Zentralverband Politischer Emigranten aus der UdSSR (ZOPE)“.²⁹

²⁷ Georg R. Schroubek an Hans Werner Richter, 30. September 1956. Nachlass Schroubek.

²⁸ Georg R. Schroubek an Heinrich Freiherr Kotz, 1951. Nachlass Schroubek.

²⁹ Korrespondenz mit dem Zentralverband Politischer Emigranten aus der UdSSR (ZOPE), 1962. Nachlass Schroubek. – Überliefert sind zwei Buchbesprechungen, darunter: Sándor Márai, Geist im Exil. Tagebücher 1945-1957. freie rundschau, München, 5. Jahrgang, Nr. 1, Januar/Februar 1962, S. 44.

In der Zeitschrift „Die Kultur“ hat Georg Schroubek vom Gründungs-Jahrgang 1953 bis zur Wiederaufnahme des Studiums 1961 um die 40 Beiträge zu Literatur, Theater und Kunst veröffentlicht. Die rege Publikationstätigkeit diente (vordergründig jedenfalls) dem „Broterwerb“, sie porträtiert zudem des Verfassers Lektüre-Vorlieben jener Zeit und lässt uns auf seinen Spuren durch das kulturelle Leben Münchens wandeln. In diesem Milieu, bei einer Vortragsveranstaltung im Amerika-Haus, lernte Schroubek auch seine spätere Frau kennen, die Münchner Lyrikerin Barbara Brendler.³⁰



Das Ehepaar Dr. Georg R. und Barbara Schroubek anlässlich der Feierstunde zum 65. Geburtstag von Dr. Georg R. Schroubek im Institut für Deutsche und Vergleichende Volkskunde der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1987.

³⁰ Barbara Brendler, Gedichte. Mit einem Nachwort von Georg R. Schroubek. München 1994.

Im Auftrag des Stuttgarter Verlags Deutsche Volksbücher verfasste Schroubek von 1955 bis 1958 eine „Geschichte der Weltliteratur“.³¹ Das Manuskript, vom Verlag ab-sprachewidrig nicht gedruckt, findet sich nicht im Nachlass – bis auf weiteres muss es als verschollen gelten. Die Spur der „Geschichte der Weltliteratur“ von Georg Schroubek verliert sich mit der Absage des Hamburger Nannen-Verlages im Jahr 1961.³²

Vom Germanisten und Historiker zum Volkskundler: Eine etwas längere Geschichte vom Studium in drei Anläufen (1948-1963)

Die universitären Studien von Georg Schroubek standen unter keinem allzu glücklichen Stern, musste er sie doch in drei Etappen bewältigen. Mit großem Elan startete der Kriegsheimkehrer 1948 ins Sommer-Halbjahr: Sein Schwerpunkt lag auf der Literaturgeschichte, er hörte die „Einführung in die Theaterwissenschaft“ bei Hans Heinrich Borchardt, „Literarisches Urheberrecht“ und „Zeitungslehre“ bei Karl d’Ester, dazu „Die Grundlagen der Philosophie“ bei Alexander Varga von Kibéd und Makfalva. Das Spektrum der Universitätslehrer war in den ersten Nachkriegsjahren recht heterogen: Neben dem aus Schweden zurückgekehrten Emigranten August Gallinger mit seiner „Einführung in die Philosophie“ hörte Schroubek auch bei dem NS-nahen Mediavisten Friedrich von der Leyen „Die deutsche Dichtung und die Weltliteratur“. Bei dem 70jährigen Artur Kutscher, bei dem Bert Brecht in den 1920er Jahren eingeschrieben war, informierte er sich über „Das Theater der Völker in Antike, Renaissance bis Shakespeare“. Bald nahm der Tod des Vaters dem Studenten die freie Gestaltungsmöglichkeit für sein Leben aus der Hand: Er musste nun die Mutter versorgen und trat unter Verzicht auf eine Fortsetzung des Studiums Lehrjahre als Buchhändler an, die Schroubek „mit Gorkij zu reden“ und in einer Mischung aus Selbstironie, Stolz und Resignation als „meine Universitäten“ bezeichnete.³³

Der nächste Beleg im Studienbuch findet sich zum Sommer-Halbjahr 1953, in dem Schroubek wieder in den akademischen Betrieb einstieg – mit Überblicken zu Philosophie, Literatur und Geschichte, dazu Einführungen in Anglistik und Romanistik, unter anderem bei Franz Schnabel, einem Historiker, der während des Nationalsozialismus seinen Lehrstuhl verloren hatte. Schroubek verstand sich Mitte der 1950er Jahre als Germanist und Historiker. Erst nach der erneuten Unterbrechung von fünf Jahren taucht im Winter-Halbjahr 1961/62 urplötzlich der Volkskundler Schroubek an der Universität auf: Er sitzt nun in Joseph Hanika’s Kurs „Das sprachliche Element im Brauchtum“, im „Kolloquium über volkskundliche Grundbegriffe“ und den „Übungen zur Brauchtumsforschung“, arbeitet bei Felix Karlinger zum „Teufel im Volksglauben“ und Karl-Sigismund Kramer über „Haus und Hof“.

Am 27. Juni 1963 erhält Schroubek einen Vertrag als wissenschaftlicher Assistent am neugegründeten Seminar für deutsche und vergleichende Volkskunde – für kurze Zeit ist er damit Mitarbeiter und Student zugleich. Seinen eigentlichen Lehrer fand Schroubek nach dem schnellen Tod des Institutsgründers Joseph Hanika im Lehrstuhlvertreter Karl-Sigismund Kramer (1916-1998). Nur sechs Jahre älter als der Schüler, wurde der Mentor bald zum Vertrauten und Freund. Als exponiertes Mitglied der historisch-archivalischen „Münchner Schule“ hat Kramers Art, Volkskunde zu betreiben, dem Historiker Schroubek imponiert und sein eigenes Forschen maßgeblich geprägt.

³¹ Korrespondenz mit Deutsche Volksbücher, Lektor Hans Herlin, 1955-1958. Nachlass Schroubek.

³² Lektor Cuntze für den Nannen-Verlag, Hamburg an Georg R. Schroubek, 1961. Nachlass Schroubek.

³³ Georg R. Schroubek an Ludmila Vlčková, 24. Mai 1981. Nachlass Schroubek.

Volkskundler:

Als Wissenschaftler an der Ludwig-Maximilians-Universität (1963-1984)

Das „Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde“ wurde 1963 von Josef Hanika (1900-1963) gegründet, der als Prager Hochschullehrer mit seinen Forschungen zu den Sudetendeutschen hervorgetreten war und Volkskunde als angewandte Wissenschaft verstand.³⁴ Die Entwicklung von Schroubeks Verständnis seines Fachs muss dezidiert gegen seinen ersten Lehrer Joseph Hanika verlaufen sein, der schon als Schüler „Volkstumsarbeit“ in den „gefährdeten“ Dörfern des Böhmerwaldes geleistet hatte. Während Hanika aus politischem Kalkül die Unterschiede zwischen den Volksgruppen stark machen wollte, interessierte sich Schroubek für die Schnittstellen, die – in seiner historischen Rückschau – von der Prager Volkskunde der Zwischenkriegszeit auf (sudeten)deutscher wie auch tschechischer Seite allzu sehr vernachlässigt wurden.³⁵

In einem Aufsatz zur „Geschichte der Volkskunde des 19. Jahrhunderts in Böhmen“ spricht Georg Schroubek fast ehrfürchtig vom „faszinierenden Prozeß der sogenannten tschechischen Wiedergeburt“, davon, dass Böhmen „zu dieser Zeit eben noch *einen* einheitlichen Kulturbezirk“ bildet, auch „in Opposition gegen den zunehmenden Wiener Zentralismus“. Joseph Georg Meinert ist ihm dabei der Vertreter einer böhmischen Volkskunde und leuchtendes Vorbild.³⁶ Er wird – niemals explizit, für den informierten Leser aber doch deutlich – als Gegenentwurf zu Joseph Hanika konturiert. Die Kritik an der völkischen Volkskunde Adolf Hauffens, die Hilfestellungen zur „Erhaltung der Nationalität“ bieten wollte, richtet sich (auch) gegen dessen Schüler Hanika, der die politisch-ideologische Auffassung des Fachs nicht nur während des Nationalsozialismus vertreten, sondern danach in die Bundesrepublik getragen hatte:

Der Nachweis der nationalen Priorität oder der Höherwertigkeit der eigenen Volkskulturgüter war allzu oft Forschungsziel oder gar vorgegebenes Forschungsergebnis.

Die ambivalente Rolle Prags im Bewusstsein der deutschen Minderheit in der Ersten Tschechischen Republik wusste der Mentalitäts-Historiker im Volkskundler Schroubek pointiert zu analysieren:

Den Provinzdeutschen aus den Randgebieten ist Prag dreifach verdächtig: einmal seines überwiegend slawischen Charakters wegen, zweitens – soweit es sich um das Prager Deutschtum handelt – als Hort des übernationalen österreichischen Patriotismus bzw. des liberalen und demokratischen Kosmopolitismus, und schließlich drittens als Hochburg der ‚national geschlechtslosen‘ Arbeiter, des ‚seelenlosen Proletariats‘ [Adolf Hauffen].

Schroubek hingegen sah Prag in einer „Vermittlerrolle“, weil dort „am nachdrücklichsten um einen Ausgleich mit der anderen Nation gerungen wurde, zu einer Zeit auch

³⁴ Tobias Weger, „Völkische“ Wissenschaft zwischen Prag, Eger und München. Das Beispiel Josef Hanika. In: Christiane Brenner, Erik Franzen, Peter Haslinger, Robert Luft (Hrsg.), *Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse*. Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 28. München 2006, S. 177-208.

³⁵ Georg R. Schroubek, *Isolation statt Kommunikation. Forschungsinteressen der deutschen und tschechischen Universitäts-Volkskunde in Prag*. In: Ferdinand Seibt (Hrsg.), *Die Teilung der Prager Universität 1882 und die intellektuelle Desintegration in den böhmischen Ländern. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 26. bis 28. November 1982*. München 1984, S. 127-146.

³⁶ Georg R. Schroubek, *Volksforschung im nationalen Spannungsgebiet. Zur Geschichte der Volkskunde des 19. Jahrhunderts in Böhmen*. *Zeitschrift für Volkskunde* 65, 1969, S. 216-223.

noch, als die deutschsprachigen Randgebiete längst das alte Bündnis von Liberalismus und Bohemismus zugunsten eines klaren Nationalismus aufgegeben hatten.“ Petr Lozoviuk, einer der tiefsten Kenner der Materie³⁷, würdigt Georg Schroubek als den „einzig[e] deutschböhme[n]e[n] Volkskundler, der imstande war, diese [die deutschböhme[n]e bzw. sudetendeutsche volkskundliche Fachtradition] einer reflexiven Analyse zu unterziehen“.³⁸

„Wissenschaft im Volkstumskampf“, so der Titel der Festschrift zum 60. Geburtstag des Prager Germanisten Erich Gierach („einem Vorkämpfer des Sudetendeutschums“) aus dem Jahre 1941, war so ziemlich das Gegenteil dessen, was Georg Schroubek als Programm für sein Fach vorschwebte. Nicht Abgrenzung gegen das vermeintlich „Andere“, nicht Behauptung von Überlegenheit gegenüber „Minderwertigem“, sondern aufklärendes Verstehen war erklärtes Ziel seiner Bemühungen. Schroubek hat sich für den steinigen Weg des unermüdlichen Dialogs entschieden, ausgefochten mit den scharfen Waffen des Wortes, die ihm in beneidenswerter Weise zur Verfügung standen.

In der Festschrift zum 70. Geburtstag würdigte Helge Gerndt das Talent des Jubilars, „in der privaten Sphäre ein fabulierfreudiger und pointensicherer Erzähler“ zu sein, und attestierte ihm, „auch seine wissenschaftliche Prosa durch einen anschaulichen, farbigen, funkelnden Stil“ belebt zu haben.³⁹ Seine „Vorliebe für die feuilletonistische Form“ macht viele seiner wissenschaftlichen Beiträge zu einem Lesegenuss, brachte dem Verfasser aber nicht nur Anerkennung ein, wie er seiner langjährigen Korrespondenz-Partnerin Ludmila Vlčková, Bibliothekarin in Hradec Králové, gesteht:⁴⁰

Vielen Dank für Ihre freundlichen Worte über meine bescheidene Hinterhof-Arbeit. Meine verehrlichen Fachkollegen finden sie unwissenschaftlich, feuilletonistisch, und das ist ein schweres Verdikt. Nu meinetwegen – dann werden wir eben beide als Pensionisten Bücher schreiben über die Welt wie sie sein könnte und nicht ist; dann pfeif ich auf die Wissenschaft, wozu ich ohnehin schon mehr und mehr Lust verspüre. Mindestens will und werde ich nur noch das und so schreiben, was sich und wie es sich mir will – der Slawismus sei gestattet, denn es gibt keine adäquate deutsche Form des Ausdrucks.

Verstanden zu werden war aber gerade für einen aus den katastrophalen Verheerungen der Geschichte denkenden Zeitdiagnostiker wie Georg Schroubek eine zentrale Frage seines Vermittlungsauftrags, wollte er doch Verständnis wecken für die unbedingte Notwendigkeit des Abbaus von Stereotypen und Vorurteilen. Dabei scheute er nie das klare Wort, weder in seinen frühen publizistischen Beiträgen für die „Prager Nachrichten“ noch in seinem wissenschaftlichen Werk.

Der Paradigmenwechsel in der Volkskunde um 1970

Mit dem Aufsatz „Die Wallfahrten der ‚Heimatlosen‘“ betrat Schroubek als 44jähriger die Bühne der volkskundlichen Fachöffentlichkeit. Er tat diesen späten Schritt, der mit einer Veröffentlichung im Tagungsband „Populus revisus“ durchaus ein Paukenschlag

³⁷ Petr Lozoviuk, *Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen. Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 26.* Leipzig 2008.

³⁸ Petr Lozoviuk, *Böhmische Volkskunde* (wie Anm. 13), S. 11.

³⁹ Helge Gerndt, 70. Geburtstag (wie Anm. 2), S. 108, S. 110.

⁴⁰ Georg R. Schroubek an Ludmila Vlčková, 18. Juni 1983. Nachlass Schroubek.

war, zu einem Zeitpunkt, als der „Abschied“ von jenem „Volksleben“⁴¹ unmittelbar bevorstand, das der nicht mehr ganz junge Debütant im ersten Satz seines wissenschaftlichen Erstlings explizit aufrief:⁴²

Eine auf die Gegenwart gerichtete volkskundliche Forschung wird an einem zeitgeschichtlichen Vorgang nicht vorbeisehen dürfen, dessen Einwirken auf das Volksleben nicht gering zu veranschlagen ist. Ich meine die Umheimatung großer Bevölkerungsgruppen [...]. Der Emigrant und der Exulant sind geradezu typische Gestalten, der Zwang, in eine neue fremde Umwelt hineinzuwachsen, ein typischer Vorgang der Zeit. Dieser Prozeß der Dissoziierung und einer zögernden Um- und Neuorientierung hat neben anderen Disziplinen auch die Volkskunde beschäftigt. Sie hat zu fragen, wie sich der traditionsbestimmte Mensch unter dem Schock der Zerstörung fast aller ihn bisher tragenden Gemeinschaftsbindungen verhält [...].

Dieser selbstbewusste Entwurf eines Forschungsprogramms ist unverkennbar autobiographisch motiviert, die hier erstmals klar intonierte Grundgestimmtheit sollte den Wissenschaftler ein Berufsleben lang begleiten. Georg Schroubek war ein Verfechter des Kanons, den der „junge Wilde“ Tübinger Martin Scharfe 1970 einer strengen „Kritik“ unterzog.⁴³ Gerade aber in Schroubek finden wir einen jener Vertreter der traditionellen Volkskunde, die nicht sklavisch an überlieferten Formen und Inhalten festhielten, sondern die klassischen Forschungsfelder mit den fachspezifischen Methoden auf Gegenstände der Gegenwart anwandten und damit in die Moderne überführten.

Über die fachgeschichtlichen Umbrüche in der Volkskunde um 1970 war Georg Schroubek nicht glücklich. Wie dramatisch seine damalige Gefühlslage war, vertraute er einem Brief an Konrad Köstlin an, der in den 1960er Jahren in München promoviert hatte:⁴⁴

Daß ich nicht nach Falkenstein komme, hat vielerlei Gründe, Ihnen gegenüber allerdings will ich nicht verhehlen, daß ich mich in erster Linie drücke. Ich bin all diesen klugen Leuten mit meiner nun nicht mehr heilbaren österreichischen Abneigung gegen das Nurtheoretische nicht gewachsen; was soll ein (mittelmäßiger) Violinspieler in einem Orchester von Saxophonisten? Schweigen kann ich von hier aus einfacher, nicht unbedingt besserwisserisch schweigen, sondern (Verzeihung für das Pathos) resignierend. Kurz und gut: Mein Nervenkostüm ist, im Augenblick mindestens, zu derangiert, als daß ich eine gar so überdeutliche Demonstration dessen brauchen könnte, was ich eh schon weiß: daß ich nicht mehr „in“ bin. (Was heißt eigentlich „nicht mehr“? Aber lassen wir das.) Da ich mich aber auch nicht, wie etwa Kramer, Kretzenbacher [...] auf vergangene Verdienste berufen kann, wäre eine Abwanderung ins Sortiment oder in d'Rentn am redlichsten. Zum Glück schlägt einem die Stunde der Wahrheit nur hin und wieder, und so bringt man dann eben doch wieder die Unverschämtheit auf, kleben zu bleiben. Und über „Volks Glaubensvorstellungen und Volkssage“ ein Proseminar zu halten und über „Das Wallfahrtslied speziell des süddeutschen Raumes“ sich zu habilitieren (toi toi toi). Voilà.

Auf der Tagung, die Schroubek nicht besuchte, wurde die berühmte „Falkensteiner Formel“ verabschiedet, die der Volkskunde einen Modernisierungsschub geben sollte:

[Volkskunde] analysiert die Vermittlung (die sie bedingenden Ursachen und die sie begleitenden Prozesse) von kulturalen Werten in Objektivationen (Güter und Normen) und Subjektivationen (Attitüden und Meinungen). Ziel ist es, an der Lösung sozio-kultureller Probleme mitzuwirken.

⁴¹ Klaus Geiger (Red.), Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970.

⁴² Georg R. Schroubek, Die Wallfahrten der „Heimatlosen“. In: Hermann Bausinger (Hrsg.), Populus Revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart. Tübingen 1966, S. 145-154, hier S. 145. – Der zitierte Beitrag bietet eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse von Schroubeks 1966 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichten Dissertation: Georg R. Schroubek, Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 5. Marburg 1968.

⁴³ Martin Scharfe, Kritik des Kanons. In: Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 74-84.

⁴⁴ Georg R. Schroubek an Konrad Köstlin, 17. September 1970. Nachlass Schroubek.

Die „eindeutige Soziologisierung des Sprachgestus, den man heute belächeln mag“⁴⁵ war sicher nicht die einzige Soll-Bruchstelle zwischen dem Literaten Schroubek und den teilweise recht unterkühlten Neuerern in seinem Fach. Im Spätherbst 1971 dankt Schroubek für Kramers „Be- und Anmerkungen zum Abschied vom Volksleben“:⁴⁶

In einer Zeit der permanenten Denunzierung des Historischen ist es wohlthuend, so Ausgewogen-Klärendes über diese Problematik lesen zu können.

Fünf Jahre nach seiner vorzeitigen Pensionierung greift der Rentner seine Bedenken in einem Brief an Gerda Grober-Gluck, einer Bonner Mitarbeiterin Gunter Wiegelmann's und des dort angesiedelten Volkskunde-Atlas-Projektes, erneut auf:⁴⁷

Schwierigkeiten mit dem Fach, unserem Fach, habe ich seit langem. Wirklich schlimm war das gegen, um und nach 1970, wo ich in der ‚Lehre‘ tätig war. Gegen Ende meiner aktiven Zeit beruhigten sich die Gemüter etwas, und ich selber wurde selbstbewusster – mein Handicap war immer, daß ich ein spät-berufener Volkskundler war, Promotion mit 46, und nach der Graduierung braucht man ja auch noch ein Weilchen, ehe man den Kaulquappenstatus überwindet. Ich hatte mich noch kaum angeschickt, zu schlüpfen, da kam 1968, und alles Gelernte war (angeblich) nichts mehr wert.

Als die Pädagogische Hochschule Bamberg 1969 eine Erstberufung für das Fach Volks- und Heimatkunde ausschrieb, bewarb sich Georg Schroubek mit zwei Themenvorschlägen für die letztlich nicht zustande gekommene Gastvorlesung: „Mittelalterliche Fresken als ikonographische Quellen zu Volksglaubensvorstellungen“ und „Motive zum Jahresfestkreis im bäuerlichen Hinterglasbild“.⁴⁸ Nachdem Elisabeth Roth den Zuschlag erhalten hatte, wehrte Schroubek alle folgenden Versuche Wolfgang Brückners ab, ihn auf einen Lehrstuhl zu komplimentieren – bei der Besetzung an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Würzburg 1974 ebenso wie ein Jahr später bei der Ausschreibung für die Kirchliche Gesamthochschule Eichstätt:⁴⁹

Abschrecken würde mich die Betonung der kirchlichen Hochschule. Denn so katholisch ich unter Antikatholiken werden kann, so heidnisch leider auch unter Klerikalen.

In Folge von Kriegsdienst, Gefangenschaft und Vertreibung war Georg Schroubek ein „Spätberufener“, der ständig erleben musste, wie jüngere vor ihm Karrierestufen erklommen, die ihm verwehrt blieben. Im Zuge der 68er-Bewegung geriet er in eine Umbruchsituation seines Fachs, dessen neue Denkstrukturen, Sprachgesten und Organisationspraxen seinem traditionell bildungsbürgerlichen Habitus zutiefst fremd blieben.

Das Vermächtnis eines melancholischen Mahners

Derjenige, der sich intensiver mit dem Leben von Georg Schroubek beschäftigt, seine Art des Denkens betrachtet, seine ganz persönliche „innere Notwendigkeit“ erahnt, das Leben zu bewältigen, dürfte eine zentrale Erkenntnis gewinnen: In Georg Schroubek lernen wir eine der heute seltenen Figuren kennen, die so typisch für unser zerrissenes 20. Jahrhundert sind, in dem Erlebtes und Erlittenes meist nicht zu trennen war von der Weltanschauung, die sich daraus ergab und – im Falle eines Wissenschaftlers – von den Themen, die ihn beschäftigten, von der Art, diese zu erforschen und den Methoden, Erkenntnisse zu vermitteln.

⁴⁵ Wolfgang Kaschuba, Einführung in die Europäische Ethnologie. München 32006.

⁴⁶ Georg R. Schroubek an Karl-Sigismund Kramer, 29. November 1971. Nachlass Schroubek.

⁴⁷ Georg R. Schroubek an Gerda Grober-Gluck, 9. Dezember 1990. Nachlass Schroubek.

⁴⁸ Korrespondenz mit der Hochschule Bamberg, 1969. Nachlass Schroubek.

⁴⁹ Georg R. Schroubek an Wolfgang Brückner, 1975. Nachlass Schroubek.



Dr. Georg R. Schroubek im Jahr 2007 als Stifter des nach ihm benannten Fonds.

Der Volkskundler Georg Schroubek verstand sein wissenschaftliches und publizistisches Wirken stets als zwar bescheidenen, aber entschiedenen Beitrag gegen Nationalismen und Fanatismen, wie er sie erlebt hatte. All seinen öffentlichen Äußerungen ist das Werben für eine Verständigung der „Völker“ und „Kulturen“ abzulesen – durchaus im Sinne einer humanen Aufklärung durch Wissenszuwachs. Deshalb war es nur konsequent, dass Schroubek seine Sorge um das „kaum geminderte Wissensdefizit über das östliche Europa, und das heißt im Wesentlichen: die slawische Welt“ in eine Stiftung münden ließ, die er zusammen mit seiner Frau Barbara im Jahr 2007 als „Sonderfonds Östliches Europa – Erkundungen und Annäherungen“ an „seinem“ Münchner Institut für Volkskunde / Europäische Ethnologie errichtet hat. Die Stifter begründen ihren Wunsch nach „Förderung interdisziplinärer wissenschaftlicher Befassung mit dieser Großregion“ mit der Forschungstradition eines volkskundlichen Blicks auf Südosteuropa, die Leopold Kretzenbacher (1966-1978), Klaus Roth (1982-2005) und Schroubek selbst (1963-1984) am Münchner Institut etabliert haben.

Von 1991 bis 1998 amtierte Georg Schroubek als Vorsitzender der Fachkommission Volkskunde des Johann Gottfried Herder-Forschungsrats, die sich „die Erforschung der Volks- und Alltagskultur im östlichen und südöstlichen Europa“ zum Ziel gesetzt hat. Vielleicht hat den Pensionär der dortige Schwerpunkt auf einer Förderung „des interkulturellen Austausches zwischen diesen Ländern und dem deutschen Sprachraum“ auf die Idee zu seiner Stiftung gebracht, die er ursprünglich an der Karlsuniversität Prag ansiedeln wollte.

Georg Schroubek war stets getrieben von der Suche nach Antworten auf die existenziellen Fragen seines eigenen Lebens: Woran ist das Zusammenleben der Kulturen in meiner Heimatstadt Prag gescheitert? Wie konnte es zu einem derartigen Hass zwischen den „Ethnien“ kommen? Was war die Rolle der Wissenschaft in diesem unseligen Drama? Welche Möglichkeiten hätte ich selbst gehabt, in das Räderwerk der Geschichte einzugreifen? Viele seiner Weggefährten, namentlich auch seine Studenten, müssen es gespürt haben, dass da ein Mann mit sich ringt, einen Weg gehen muss, den er auch schon gegangen ist, bevor er mit 41 Jahren Mitarbeiter an der Universität wurde, den er auch an jeder anderen beruflichen Position verfolgt hätte, weil es ihm eine unabdingbare Notwendigkeit war, über diese Fragen nachzudenken. Georg Schroubek musste Fragen stellen, die ihm selbst – und gelegentlich auch anderen – weh taten, weil sein Leben ihm diese Fragen unerbittlich vorhielt. Bis zum Lebensende hat der Mahner Schroubek daran mitarbeiten wollen, der Welt unerbittlich den Spiegel vorzuhalten, damit sie erkennt, „wie sie sein könnte und nicht ist“.

Abschließend soll in diesem Sinne noch einmal der Biographierte selbst zu Wort kommen mit seinem zeitgenössischen Kommentar zu einem ihm persönlich nahegehenden Aspekt des weltpolitischen Epochenbruchs mit dem Sturz der kommunistischen Systeme des Ostblocks im Jahr 1991 – formuliert in einem unendlich weiten Gedankenbogen, der so typisch ist für die Art des Denkens und Schreibens von Georg Schroubek.⁵⁰

Auch anderswo verabschiedet sich das Jahrhundert (von Jahrtausend nicht zu reden) kaum besser, als es begonnen hat. Ich habe, nach all dem Schrecklichen, 1945ff. doch gemeint, die Menschen hätten **eine** Lektion immerhin gelernt, die nämlich, daß Chauvinismus und blinder Nationalismus nur zu Blut, Tränen, Zerstörung und Untergang führen könnten. Wie sehr habe ich mich geirrt! Kaum lösen sich große Teile der Welt aus dem Druck einer mächtigen Obergewalt (Kolonialregierungen, kommunistische Staaten), freuen sich die Befreiten nicht etwa ihrer Freiheit, sondern beginnen um Sprachgeltung, Stammesbesitz, Religionen (wie widersinnig gerade dies!!), säkulare Ideologien und überhaupt um die abstrusesten -Ismen aller Art zu raufen, kämpfen, morden! Sowjetunion, Jugoslawien – aber um in uns geographisch und mentalitätsmäßig näher liegende Regionen zu gelangen: Schon wieder mandeln sich die sudet'áci [Sudetendeutschen] auf und kommen mit absurden Entschädigungsforderungen, möchten sich die Rückkehroption verbrieft lassen, obwohl kein Mensch von den fetten Fleischtopfen der Bundesrepublik ernsthaft in das geschundene [handschriftliche Anmerkung: seit 1938!, nicht erst seit 1948!!] und arm gewordene Land zurückgehen möchte, es sei denn als teutonisch-teitscher Zwingherr, der die inferioren Slawen für sich arbeiten lassen möchte; derlei Ideen spuken in den Köpfen einiger Leute herum, nicht allzu vieler allerdings und auch nicht der ‚Offiziellen‘, aber die haben (etwas) subtilere Mittel, um ihren alten ungebrochenen Antitschechoslowakismus auszuleben.

Wen wundert's, daß die Tschechen ihrerseits keine übertriebenen Sympathien für die Sudeten- und sonstigen Deutschen entwickeln, aber Furcht vor ihnen haben, politisch-militärisch (überflüssigerweise) und wirtschaftlich (dies schon viel eher mit Grund). Ein schönes Bild, wie Václav Havel und Weizsäcker einander die Hand reichen. Aber so wichtig für mich Symbole und Symbolhandlungen sind – sie müssen auch eine wenigstens bescheidene Spiegelung in der Realität bewirken. Und da fehlt es weit. Andererseits: Ich habe oben meine Skepsis den Religionen gegenüber entwickelt: Jedenfalls im böhmisch-mährischen Grenzgebiet zu Bayern und Österreich, aber auch in anderen ehemals deutsch besiedelten Gebieten des Česko spielt sich im kirchlichen Bereich Erstaunliches ab. Mit ganz erheblichen Spendensummen beteiligen sich die Ex-Sudetendeutschen an der Renovierung der alten Friedhöfe und Heimatkirchen, auch durch eigene Arbeit. Manchmal Schulter an Schulter mit den jetzigen tschechischen Bewohnern ihrer ehemaligen Anwesen, und sind die Arbeiten abgeschlossen, ganz oder partiell, so hält man zweisprachige Gottesdienste ab, in denen tschechische Geistliche recht und schlecht deutsch, bayrische oder österreichische noch viel schlechter als recht wenigstens ein paar Worte in Tschechisch radebrechen. Und die Tränen fließen. (Es ist allerdings auch vorgekommen, daß die tschechischen Kirchenbesucher nach einem gemeinsamen t-č. Gottesdienst ziemlich demonstrativ

⁵⁰ Georg R. Schroubek an Lily Schoen, 9. Oktober 1991. Nachlass Schroubek.

„Kde domov můj“ [Wo ist meine Heimat (tschechische Nationalhymne)] sangen.) Bei alledem spielt (und jetzt spreche ich als Ethnologe) Religiöses zwar sicherlich mit, in Einzelfällen die Haupt-, in den meisten eher eine marginale Rolle. Kirche und Friedhof sind für den Menschen, und gerade für den traditionellen, bäuerlichen Menschen, ganz starke Heimatsymbole. Ich erinnere mich – und dies aus einem durchaus intellektuellen Bereich – einer Züricher Cabaretnummer aus dem letzten Krieg, in der es über die Leiden der Emigration hieß (etwa so): ‚Ja ’s Emigriere wär nur halb so schwer, / Wenn im Glockenturm von Sydney halt das Glockenspiel von Pimsling wär!‘ Deshalb diese bemerkenswerte Spendenbereitschaft vor allem ehemaliger Böhmerwäldler für die Renovierung ihrer Heimatkirchen, und da wieder vor allem von Wallfahrtskirchen, besonders angesehenen Sakralstätten der ‚alten Heimat‘ also. Freilich spielt hier auch das Auftrumpfen der zu (relativem) Wohlstand gekommenen ‚Abgeschobenen‘ eine Rolle, die den ihrerseits verarmten Tschechen nun zeigen, wer Geld und Devisen (und ergo kládívko [Hämmerchen] auch Macht) hat und wer nicht. Keine sehr religiöse, freilich eine menschlich nicht unverständliche Reaktion. Auf tschechischer Seite entstehen so (auch verursacht durch das protzige Verhalten der Touristen) Minderwertigkeitskomplexe, und auf diesem Nährboden wachsen alte nationale Ressentiments nur umso schneller wieder nach. Übrigens, ad Touristen: Besonders verhaßt sind die deutschen Besucher aus der ehemaligen DDR, die sich ihrerseits nun an den Tschechen rächen, weil sie jetzt über harte Devisen verfügen und nun die Puppen tanzen lassen können, während sie früher als sozialistische Brüder zwar offiziell in die Arme geschlossen, dafür aber in die viertklassigen Hotels und Hinterzimmer der Restaurants abgeschoben worden waren.

Menschliches-Allzumenschliches.



Grabstätte des Ehepaares Dr. Georg R. und Barbara Schroubek im Münchner Nordfriedhof. Die Skulptur des erschöpften Wanderers ist ein Werk des Münchner Bildhauers Erwin Kurz, geschaffen im Geburtsjahr 1922 des hier ruhenden Volkskundlers.